

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Siebzehntes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Siebzehntes Kapitel.

So verging eine Woche. Es war wieder Sonntag und man schickte sich an zur Kirche zu gehen. Heute war der Sonntag Judica oder der schwarze Sonntag, und der Gebrauch verlangte, daß man nicht anders als schwarz gekleidet in der Kirche erschien*). Viele nannten ihn den lahmen oder losen Sonntag und waren froh, wenn er durchlebt war; denn er galt als ein Unglückstag, an welchem sich in der Regel etwas Schreckliches und Furchtbares ereignete. Dietrich Schwalbe, welcher gar sehr an solchem Glauben hing und sehr reich an Grundsätzen dieser Art war, legte sich deshalb, so wie er aus der Kirche kam, aus Vorsorge zu Bett, wozu er sich die Erlaubnis erbeten hatte.

Es war der 23. März und die Sonne des jungen Frühlings strahlte heiter und warm. Herr Apitz schlug nach Tische vor, einen Spazierritt zu machen. Elisabeth hatte keine Neigung dazu und wünschte lieber zu Hause zu bleiben. Herr Apitz zog sie auf mit ihrem Glauben an den Volkswahn und versicherte ihr, daß Meister Deodat den heutigen Tag keineswegs als einen unglücklichen bezeichnet habe. Sie wollte nichts davon wissen, daß dies die Ursache ihrer Weigerung sei und erklärte ihren Unglauben an die Volksmeinung. Als sie jedoch bemerkte, daß die Männer große Lust hatten, den Ritt zu machen, entschloß sie sich, sie zu begleiten.

Man wählte den Weg nach Buchholz, der sogleich hinter Teupitz in einen großen Wald, die Hammersche Heide, führte, welche sich unter anderem Namen noch weiter fortsetzte. Schon meldeten sich die Frühlingsvögel, und selbst die Insekten verließen, durch den warmen Sonnenschein gelockt und aus ihrer Erstarrung geweckt, ihre Schlupfwinkel. Dietrich ritt mit Elisabeth voraus und wunderte sich, sie so zerstreut und unachtsam zu finden. Du läßt dem Pferde zu sehr seinen Willen, sprach er, und mußt den Zügel besser wahren. Wäre dein Pferd nicht sehr fromm und richtete sich nicht nach den andern Pferden, es hätte schon Kapriolen gemacht.

*) Colerus, Hausbuch, Abt. I. S. 43.

Es ist wahr, sprach Elisabeth, ich bin unachtsam, und ich will dir nur gestehen, daß ich den Gedanken nicht los werden kann, es sei heut ein schlimmer Tag. Am Ende glaube ich an den Volkswahn mehr, als ich selber gedacht habe. Ich wollte, ich wüßte nichts davon, da würde ich den schönen Tag gewiß recht heiter genießen. Schon habe ich hin und her gedacht, was uns wohl begegnen könnte.

Dietrich. Das ist denn freilich nicht geeignet, dich aufzuheitern. Laß es gut sein und denke nicht weiter daran. Kennst du den Weg, den wir reiten und weist du, wo er hinführt?

Elisabeth. Was sollt' ich nicht. Es ist der Weg, der nach Buchholz führt, und wir haben ihn fast zur Hälfte zurückgelegt. Wahrscheinlich wenden wir bald um und kehren zurück, denn er bleibt einförmig wie er ist. Ein elendes Walddorf, durch welches er führt, ist nicht der Mühe wert, gesehen zu werden. Ich reite diesen Weg eigentlich ungern, es ist auf ihm alle Aussicht versperrt, und wer so freundliche Aussichten in die Zukunft hat, wie deine Elisabeth, mag sich dieselben nirgends gern abschneiden lassen. Nicht so, mein Dietrich? Mit diesem Gedanken bist du doch einverstanden?

Da brach ein weißes Reh aus dem Gebüsch hervor, quer über den Weg und verschwand schnell auf der andern Seite. Elisens Pferd scheute und stürmte dann, von der unachtsamen Reiterin nicht gebändigt, im tollen Koller mit ihr dahin, daß die von den Hufen in die Höhe geworfene Erde weit umher flog und die Gesichter der hinten Reitenden fast schmerzhaft getroffen wurden. Elisabeth hatte Geistesgegenwart genug gehabt, den Hals des Pferdes zu umklammern. So jagte das scheue Tier mit ihr im tausenden Galopp, die Beine fast immer in der Luft, den Kopf nach unten gebeugt, vorwärts, so daß Elisabeth mehr liegend als sitzend davongetragen wurde.

Dietrich hatte das Unglück sofort bemerkt, als es sich ereignete; er gab seinem Gaul die Sporen, daß das Tier mit einem gewaltigen Satz den tollen Lauf anhub und man kaum unterscheiden konnte, ob es nicht ebenfalls den Koller bekommen habe. Dennoch blieb er zurück, da Elisabeths Pferd weit leichtfüßiger und kleiner als das seinige war, verlor aber Elisabeth dabei nicht aus dem Auge. Unglücklicher Weise lief ihr Pferd bei einer Krümmung der Heerstraße gradeaus in einen Holzweg hinein, ohne seinen Galopp zu mäßigen, und Dietrich mußte nach. Eine zeitlang ging es, aber der Weg wurde endlich enger und die Zweige der Bäume senkten sich bis zum Pferde herab. Elisabeth, auf dem niedrigeren Pferde in fast liegender Stellung, kam glücklich darunter weg; gefährlicher war die Sache für Dietrich. Zum Überlegen blieb jedoch keine Zeit, nicht einmal zum Umsehen, ob die andern ihm folgten. Immer vorwärts war beinahe der einzige Gedanke, den

er fassen konnte; da stieß er mit dem Kopfe so heftig gegen einen Zweig, daß er besinnungslos vom Pferde stürzte und liegen blieb, während das Pferd noch eine Strecke gradeaus lief ehe es, inne werdend was geschehen sei, zu seinem Herrn zurückkehrte.

Es dauerte wohl fünf Minuten, ehe Johannes die Stelle erreicht hatte. Er sprang sogleich vom Pferde, seinem Bruder zu helfen. Dietrichs Kopf blutete, das war alles, was er bemerkte. Gleich darauf langte auch sein Vater mit Herrn Apitz und den Knechten an. Man versuchte Dietrich etwas Wein in den Mund zu flößen, den man mitgenommen hatte. Während man so mit ihm beschäftigt war, stieg Johann wieder zu Pferde und nahm zwei Knechte mit, um Elisabeth zu folgen. Darüber waren aber wenigstens zehn Minuten verflossen, und so mußte diese einen großen Vorsprung gewonnen haben. Dietrich schlug endlich die Augen wieder auf und blickte verwundert um sich. Man hatte die Wunde an der Stirn mit Wein gewaschen und sich überzeugt, daß nur die Haut verletzt war und der Kopf eine starke Erschütterung erhalten habe. Er stand auf und mit tiefem Seufzer vernahm er, was sich begeben. Die Kopfwunde blutete noch stark. Es wurde deshalb ein Tuch, das man mit Wein getränkt hatte, so fest als möglich darum gebunden; so wollte man ihn nach Teupitz führen. Er bestand aber darauf, die Spuren Elisabeths zu verfolgen und nicht eher nach dem Schlosse zurückzukehren, als bis sie gefunden sei.

Wohlan, so folgen wir, sprach Herr Cuno, man hätte doch im Schlosse keine Ruhe. Geben die Heiligen, daß wir sie bald gesund und wohl wiederfinden.

Man verfolgte die Spuren der Vorausgerittenen, so weit dies möglich war. Der Weg verlor sich jedoch zuweilen fast ganz und an den mit Riennadeln bedeckten Stellen war fast nichts zu sehen. Allein so weit man auch ritt, so fand man doch nichts weiter, als höchstens die Spuren der Hufe. Weiß Gott, sprach endlich Herr Apitz, als sich der Wald zu lichten begann, da drüben jenseit der Wiese liegt schon Oderin und noch ist immer nichts zu sehen. Rechts von uns muß ein Forsthaus liegen. Laßt uns einmal dort anfragen.

Es geschah. Man hatte das einsame Haus bald erreicht und der Förster kehrte eben heim. Allein so wenig er als sonst jemand im Hause hatte etwas von Elisabeth oder Johannes gesehen.

Nun wurde überlegt, was zu thun sei. Dietrich erklärte, ohne Elisabeth nicht zurückkehren zu wollen und ohne Rast die Nachsuchung fortzusetzen, obgleich ihn der Kopf heftig schmerzte. Des Försters alte Mutter erbot sich, ihm einen Brei von warmen Kräutern anzulegen, wonach er sich viel besser befinden würde, und das nahm er an. Allein wollte man

ihn nicht reiten lassen und so entschloß man sich, die beiden noch übrigen Knechte ihm zu überlassen. Die beiden Herren wollten allein zurückkehren. Dietrich verwünschte den Aberglauben seines Schwalbe der jetzt im Bette faulenzte, während er hier so gut zu gebrauchen gewesen wäre.

Edle Herren, sprach der Förster, wenn ihr auf meinen Rat hören wollt, so reitet nicht allein zurück. Die Landstraßen sind, wie ihr wißt, gar unsicher und es treibt sich viel verdächtiges Gesindel im Walde umher. Ich wollt' euch wohl meine drei Jägerburschen zur Begleitung mitgeben, denn es sind handfeste Jungen, aber sie können heut nicht mehr zurückkehren, und allein kann ich meine Hütte des Nachts auch nicht lassen, denn die Spürhunde wittern das leicht aus und machen mir dann einen Besuch, an dem mir nicht viel gelegen ist. Ich dächte, es wäre am besten, ihr gäbt dem Funke den einen Knecht mit, doch nicht so unbewaffnet, ich kann ihm schon einiges borgen, ihr aber liebet es euch die Nacht über in meiner schlichten Hütte gefallen, wo ihr wenigstens so gut aufgehoben sein sollt als es möglich ist; den andern Knecht aber schicket ihr gleich zurück nach Schloß Teupitz, daß man dort weiß, wo ihr seid und liebet morgen früh so viel Knechte, als euch gefällt, hierherkommen. Was dann weiter geschehen soll, wird der morgende Tag lehren.

Apitz. Ihr habt als ein verständiger Mann gesprochen, Förster. Also sei es. Kunz, reite du sogleich nach Teupitz und bringe mir morgen beim Frühsten acht Knechte hierher; ihr aber, Förster, macht heute unsern Herbergswirt; wir wollen euch das Leben wenigstens nicht sauer machen.

Kunz, rief Dietrich, sage dem Dietrich Schwalbe, er soll unsere Knechte ebenfalls hierherführen. Man kann nicht wissen, wozu man sie braucht.

Kunz ritt fort und auch Dietrich, nachdem seine Wunde verbunden war, machte sich in Begleitung des andern Knechtes auf, die Nachsuchung fortzusetzen. Apitz und Kuno aber begaben sich mit dem Förster in das einsame Haus.

Nach und nach fanden sich auch die Jägerburschen ein, wurden aber sofort einzeln wieder in den Wald geschickt, um so lange es noch Tag sei, zu suchen, ob keine Spur von Elisabeth zu entdecken sei. Inwiefern sie ihren Auftrag mit Eifer ausgeführt haben, bleibt dahingestellt, jedenfalls kamen sie abends wieder, ohne etwas gefunden zu haben.

Hört, liebe Herren, sprach der Förster zu seinen Gästen, die Sache scheint mir bedenklich. Quer durch den Wald zieht sich die Dahme als ein breites Fließchen, über welches doch ein Pferd nicht hinübersehen kann. Schwerlich ist das Pferd bis zur Dahme fortgelaufen und selbst,

wenn es das gethan hätte, würde es doch beim Anblick des Wassers wohl zur Besinnung gekommen sein. Mag nun die Jungfrau schon früher herabgefallen oder sitzen geblieben sein, bis das Pferd wieder ruhig wurde, immer müßte sie sich diesseits des Flusses befinden; wäre das der Fall, so hätten wir schon Nachricht von ihr, denn meine Burschen haben das Revier durchschreiten müssen und da sie nichts gefunden haben, ist wahrscheinlich noch was anderes im Spiele.

Apiz. Ihr meint loses Gefindel, Räuber und dergleichen. Ich gestehe, daß ich daran auch schon gedacht habe.

Förster. Wir wollen den Morgen abwarten. Kehrt bis dahin keiner von den beiden Herren, welche auf Kundtschaft ausgeritten sind, zurück, so ist's richtig.

Apiz. Nur der eine, denn der andere weiß von unserm jetzigen Aufenthalte nichts. Aber wenn es so stände, so sähe es selbst mit euren Söhnen, Herr Cuno, mißlich aus; denn was wollen sie mit ihrer schwachen Begleitung gegen einen Reiterhaufen machen? Sie müssen sich ohne Gegenwehr ergeben.

Cuno. Eine verwünschte Lage. Wie leid thut es mir, ihnen nicht auf der Stelle mit einem Haufen Knechte zu Hülfe eilen zu können. Aber selbst, wenn diese morgen kommen, so wissen wir ja nicht einmal, wohin wir uns mit ihnen wenden sollen.

Förster. Herr Ritter, ich habe eine ziemlich sichere Nachricht, daß diejenigen Gaudiebe, welche sich jetzt in unserer Gegend umhertreiben, ihre Hauptniederlage und Herberge im Unterspreewalde haben. Ist die Jungfrau in ihre Hände gefallen, so schaffen sie sie gewiß so schnell als möglich dorthin. Darum ist mein Rat, ihr wendet euch morgen gleich nach dieser Gegend.

Apiz. Das ist eine verwünschte Gegend, ein wahrhaft heidnisches Wasserneß, wo ihnen niemand beikommen kann.

Cuno. Wie das?

Apiz. Denkt euch eine Bruchgegend, bedeckt mit dichtem Walde, aber durchschnitten von einer zahllosen Menge von Flußarmen, welche sich netzförmig durchkreuzen und auf welchen man allein mittels eines Rahnes in die Wildnis gelangen kann, so habt ihr ein Bild der Gegend. Dazu kommt noch eine Bevölkerung von Wenden, von denen wenige deutsch verstehen und die meisten noch heimlich ihrem heidnischen Aberglauben ergeben sind, welche die Deutschen und die Christen hassen und ihnen, wenn es ungestraft geschehen kann, gern Böses zufügen, —

— wahrhaftig, das sind Umstände, die wohl bedenklich machen können.

Cuno. Wäre nur erst die Zeit zum Handeln da. Was hilft alles Grübeln, laßt uns die Streu machen, damit wir morgen um so eher bei der Hand sein können.

Wir wollen sie nun schlafen lassen, wenn sie es können, und uns zunächst nach Elisabeth umsehen.

In der ängstlichen Lage, in welcher wir sie verlassen haben, blieb sie noch eine zeitlang, auf dem tollen Pferde dahin fliegend, dessen Hals sie krampfhaft umfaßt hielt. Waren ihre Kräfte einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, erlahmten ihre Arme, oder wurde sie von einem niedrigen Zweige eines Baumes erfaßt — genug, sie wurde plötzlich abgeworfen und stürzte besinnungslos zu Boden.

Es bleibt ungewiß, wie lange sie so gelegen hat. Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als der uns wohl bekannte Donnerhans mit fünf andern ähnlichen Kumpanen des Weges kam, die Jungfrau liegen sah und mit seinen Spießgesellen dabei Halt machte. Ho ho! rief er, da ist was vorgegangen. Seht mal, sind das unsere Leute gewesen, die das gethan haben?

Ein Anderer. Schafskopf. Du siehst ja, sie hat noch eine goldne Kette um, wie werden denn unsere Leute die liegen lassen. Na, warte, die wollen wir gleich abnehmen. So, — die kann man gebrauchen.

Donnerhans. Aber das sag' ich gleich, es geht zu gleichen Theilen. Wie, Teufel, woran ist denn die krepirt. Man sieht doch keine Wunde. O ho, da ist der Armel aufgeschlitzt und da ist auch Blut. Na, die muß ein dünnes Leben gehabt haben, an einer so lumpigen Wunde zu sterben. Oje, oje, sie sollte sich schämen, wie kann sich denn ein Mensch so haben!

Ein Anderer. Sie ist vielleicht noch gar nicht tot, sondern nur ohnmächtig.

Donnerhans. Alle Teufel, und könnte wieder lebendig werden und sich die Kette ausbitten? O ne! da wollen wir ihr den Hals abschneiden, dann sind wir sicher. Du, Fiedelfritz, gib mir einmal dein Messer.

Fiedelfritz langte es mechanisch hin. Aber ein dritter rief: Halt, sie gehört nicht dir allein und du kannst mit ihr nicht machen, was du willst.

Donnerhans. Na, was ist denn nun mehr? Es ist ja nur ein toter Mensch, dem man den Hals abschneidet. Wer kann denn wissen, ob sie lebt? Der Klapperbein will immer was Besseres wissen, als die andern.

Klapperbein. Halt dein Maul und höre. Wenn die Frau oder Jungfer wieder lebendig wird, so muß sie sich auslösen. Ihre Kette kriegt sie freilich nicht wieder. Aber das Lösegeld wird nicht eben gering sein, denn man sieht's, es ist was Vornehmes, und dann haben wir mehr als bloß die Kette.

Donnerhans. Hol mich, straf mich, der Klapperbein hat recht. Was meint ihr dazu?

Die Übrigen. Wir sind Klapperbeins Meinung.

Donnerhans. Na, so wollen wir nur gleich — — ja, aber wie fangen wir es denn nun an, daß sie lebendig wird? (Er richtet sie auf und giebt ihr einen Schlag in den Rücken) He da, du junge Here! Donnerwetter, sie ist aber hübsch!

Klapperbein. Ach gieb du Tolpatz dir doch keine Mühe, du siehst auch danach aus, Frauenzimmer lebendig zu machen. Tragt sie lieber nach der Mühle und übergebt sie der Müllerin, die versteht sich auf so etwas. Tragen werdet ihr sie doch müssen, sie mag nun zu sich kommen oder nicht.

Donnerhans. Klapperbein, schneide Zweige ab, wir wollen so ein Ding von Trage machen, aber schnell. Ich möchte nur wissen, wie das Frauensmensch hierher gekommen ist. Sie hat doch wohl geritten?

Fiedelfritz. Na, das siehst du doch wohl an ihrem Kleide. Aber wo mag ihr Pferd sein?

Donnerhans. Ja, wo mag ihr Pferd sein?

Der Andere. Ach was, kommt lieber hierher und macht euch an die Arbeit; ihr seid die ewigen Schwäzer.

Bald hatte man eine Art von Trage fertig; Elisabeth wurde darauf gelegt. Alle faßten an und man setzte sich in Bewegung.

Nach einer halben Stunde erreichte man eine einsam gelegene Wassermühle am Ufer der Dahme. Man trat ohne Umstände durch den Hausflur in die Stube und setzte die Tragbahre nieder.

Da, Frau Müllerin, sprach Donnerhans, da bringen wir euch Arbeit. Macht euer Kunststück.

Um Gott, rief diese, eine ältliche große und starke Frau, habt ihr schon wieder einen Menschen totgeschlagen? Und was schleppt ihr ihn mir denn in die Stube?

Fiedelfritz. Nicht doch, wir haben sie tot unterwegs gefunden, ihr sollt sie wieder lebendig machen.

Die Müllerin. Na, euer Finden kennt man. Bewahre Gott jeden, daß ihr ihn nicht findet.

Donnerhans. Na na, man nicht so schnippisch. Unser Finden hat ihr doch manchen hübschen Groschen gebracht.

Die Müllerin. Er wird sich doch nicht mausig machen wollen, dummer Schöps. Er ist ja kaum seit vierzehn Tagen bei der Bande.

Donnerhans. Das ist all Eins. Was die Andern gethan haben, hab' ich mit gethan; ist es nicht hier gewesen, so hab' ich anderwärts gearbeitet und das nicht schlecht. Na, sieht sie wohl?

Fiedelfritz. Was soll aber das Reden? Frau Müllerin, frisch an die Arbeit und nicht lange gefackelt.

Die Müllerin. Oho, so hastig? Erst muß man doch wissen, was mit ihr werden soll, wenn sie nun lebendig geworden ist?

Donnerhans. Wir führen sie fort und sie muß sich auslösen oder daran glauben.

Die Müllerin. So? und wenn sie sich ausgelöst hat, dann macht sie die Anzeige, meine Mühle sei eine Diebesherberge, nicht so? Die Herren Gaudiebe ziehn mit ihrem Gelde ab, aber mir wird die Mühle niedergebrannt? Ei, ich dünkte was mich bisse. So dumm ist Frau Marthe nicht. Nein, da nehmt sie nur und werft sie in die Dahme.

Donnerhans. Donnerwetter, das ist ja ein infamer Einfall. Da hat kein Mensch daran gedacht. Nun sollen wir sie umsonst und wider nichts so weit getragen haben? Ei, so krieg du die Pestilenz.

Die Thür öffnete sich und herein trat ein großer starker Mann in Bettlerkleidung. Unter seiner Mütze quoll rotes Haar in üppiger Fülle hervor und auf dem einen Auge trug er ein großes Pflaster, das er sofort abnahm. Mit ihm zugleich traten noch sechs Kerle herein, teils in Lumpen als Bettler gekleidet, teils bewaffnet. Da kommt der rote Hans, sprach Donnerhans, der wird schon Rat wissen.

Dieser trat vor, man machte von allen Seiten Platz und wer es nicht gewußt hätte, würde aus dem Benehmen beider Teile leicht erraten haben, daß er der Anführer der Bande sei.

Was giebt's hier? Fragte er. Man setzte ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß. — Es wäre Schade, sprach er endlich, das wahrscheinlich bedeutende Lösegeld im Stich zu lassen. Doch das ist auch nicht nötig. Ihr, Müllerin, versucht, ob ihr sie ins Leben bringt. Ist sie tot, nun, da werft sie in die Dahme. Wird sie lebendig, so darf sie natürlich nicht erfahren, wer wir sind. Du, Fiedelfritz, ziehst die Kleider von dem verstorbenen Müller an und bist für heute der Mann der Müllerin. Vier von den andern kleiden sich als Mühlknappen und Müllerknechte und passen gehörig auf, daß die jetzt Tote nicht zur Thüre hinaus kommt. Man muß thun, als hätte man sie bloß aus Menschenliebe gerettet, und sie muß in dem Glauben erhalten werden, daß sie gut aufgehoben sei. Ich und die übrigen schlafen im Stalle, wir lassen uns nicht sehen. Morgen wird sie nach den Ihrigen verlangen; da laßt ihr, Frau Müllerin, anspannen und laßt sie fortfahren, als wenn sie zu den Ihrigen gebracht würde; unterwegs aber überfalle ich mit meinen Leuten den Wagen, nehme sie fort und schaffe sie nach dem Spreewalde. Seht ihr, Frau Müllerin, so bleibt ihr im Rufe einer frommen Frau, und ihr habt dann auch wahrhaftig ein gut Werk gethan.

Allgemeiner Beifall lohnte den Hauptmann und sofort begaben sich die meisten seiner Leute hinaus. Diejenigen, welche Elisabeth gefunden hatten, übernahmen die Rolle der Müllerknechte, bis auf einen, der sich den übrigen anschloß.

Elisabeth hatte durch Schütteln auf der Bahre halb und halb das Bewußtsein wieder erlangt. Seit dem Eintritt in die Mühle war sie im Stande zu hören, was um sie vorging, obgleich es ihr schien, wie wenn die Töne aus der Ferne kämen und sich allmählich näherten, allein sie vermochte noch kein Lebenszeichen zu geben, denn die Glieder versagten den Dienst und was sie vernahm, hatte für sie keinen Zusammenhang. Fiedelfritz hatte sich den Müllerrock und weiß bestäubte Pantoffeln angezogen, und die Müllerin begann nun ihre Wiederbelebungsversuche. Einen großen Aufwand von Kunst machte sie dabei eben nicht, denn dieselben bestanden in nichts anderm, als daß sie Elisabeth einen Topf kalten Wassers ins Gesicht goß.

Elisabeth schrak zusammen und konnte die Augen öffnen. Gleich darauf aber schüttelte sie sich wie in Fieberfrost, denn das Wasser war ihr bis in den Busen gedrungen und kältete sehr; aber sie war ihrer Glieder wieder mächtig. Was sie gehört hatte, schwebte ihr wie ein Traum vor und sie erwachte wie aus dem Schlafe.

Gott sei Dank, schrie die Müllerin, sie schlägt die Augen auf, sie lebt. Unsere Mühe ist nicht vergebens gewesen.

Wo bin ich? rief Elisabeth mit matter Stimme.

Die Müllerin. Unter guten christlichen Leuten; seid nur ganz ruhig und änstigt euch nicht. Hier geschieht euch nur Liebes und Gutes.

Elisabeth. Helft mir auf, gute Frau und gebt mir ein Tuch, mich zu trocknen. Mich friert sehr.

Müllerin. Frit, faß mal auf der andern Seite an, wir wollen sie an den Kamin führen und dann setz den Großvaterstuhl dahin. Ach Gott, was ist das für ein armes blaßes Putthühnechen. Ja, ja, das ist nichts Kleines, so kurz vor dem Grabe wieder umzukehren. So, nun setz dich, mein hübsches glattes Döckchen, ach Gottekin, wie es so friert, na, wir wollen es schon wieder warm kriegen.

Fiedelfritz. Ja, und wollen auch dafür sorgen, daß das hübsche Kind sicher und wohlbehalten wieder nach Hause kommt, wenn wir nur erst wissen, wo es zu Hause gehört und wie es hierher gekommen ist.

Diese Worte riefen Elisabeth ins Gedächtnis zurück, was ihr traumartig vorschwebte, gehört zu haben und sie wußte jetzt, was für ein Held unter dem Müllerkittel steckte. Sie war zweifelhaft, ob sie die Wahrheit sagen sollte; so viel aber war ihr deutlich, daß sie den Transport nach dem Spreewalde zu verhindern suchen müsse. Sagt mir

lieber, sprach sie, um Zeit zu gewinnen, wie ich hierher gekommen bin, denn ich weiß es nicht, auch ist mir unbekannt, wo ich mich befinde.

Müllerin. In einer Mühle, wie ihr wohl am Klappern und am Mehlgeruche spüren werdet, mein Herzlamm, und ich bin die Müllerin.

Elisabeth. Ist das da euer Sohn?

Müllerin. Warum nicht gar! Seht ihr mich denn für so alt an? Zwar, ihr könnt mit euren matten Guckäugelchen hier beim Feuer wohl noch nicht deutlich sehen, sonst würdet ihr so nicht gefragt haben. Nein, er ist mein Mann.

Elisabeth wußte jetzt, daß sie nicht geträumt hatte. Wie bin ich denn hierher gekommen? fragte sie.

Fiedelfriß. Ja seht, holde Frau oder Jungfrau, ich habe euch leblos im Walde gefunden und dann mit meinen Leuten hierher getragen, wo wir euch wieder ins Leben gerufen haben. Aber wie ihr in den Wald gekommen seid, wissen wir nicht.

Elisabeth. Mein Pferd ist beim Ritte mit mir durchgegangen und hat mich abgeworfen. Weiter weiß ich nichts.

Fiedelfriß. Und euer Pferd?

Elisabeth. Ich weiß nichts von ihm.

Fiedelfriß. Ei Sackerlot, das wird sich noch im Walde umhertreiben. Das müssen wir noch einzufangen suchen. Es müssen sich gleich ein paar aufmachen und —

Müllerin. Wo denkst du hin? Es ist ja finster. Sagt uns doch, wo ihr zu Hause gehört?

Elisabeth. Ich bin die Tochter des Herrn Apitz Schenk auf Schloß Teupitz.

Fiedelfriß. Donnerwetter, das ist verwünscht nahe.

Elisabeth. Warum erschreckt euch das?

Fiedelfriß. Ich meine nur, da werden euch die Curigen wohl bald suchen, nicht so?

Elisabeth. Ohne Zweifel und wenn es so nahe ist, werden sie mich auch wohl bald finden.

Müllerin. Na, wir wollen ihnen das Suchen ersparen. Morgen in aller Frühe laß ich anspannen und euch nach Hause fahren, mein Herzblatt. Ach ich habe euch schon so lieb gewonnen, daß mir das ordentlich leid thut, ja wahrhaftig, seht mich nur an.

Elisabeth. Wer weiß, ob ich morgen schon die Fahrt machen kann; mir ist noch sehr unwohl und meine Schulter schmerzt sehr. Drum wäre es mir sehr lieb, wenn ihr mich in ein Bett brächtet und liebet mich still und ruhig liegen. Der Schlaf ist wohl das beste Heilmittel.

Müllerin. Ja wohl, ja wohl, das ist auch das Beste. Ihr

sollt hier in der Hinterstube in meines seligen Eheherrn Bette — wollt ich sagen, Bruders Bette schlafen, da liegt ihr wie in Abrahams Schoß. Friße, steck die Lampe an und trag sie hinein. Nun kommt und stützt euch auf mich; so, so — seht ihr wohl, es geht. Nur sacht!

Elisabeth. Wo ist denn die Kette geblieben, welche ich um den Hals gehabt?

Müllerin. Die Kette? Ich habe keine gesehen.

Fiedelfritz. Ach, die wird wohl einer abgenommen und in der Stube auf den Tisch gelegt haben, daß sie nicht naß wird. Wir wollen gleich nachher nachsehen. Sie kann ja nicht weggekommen sein, denn wir sind ehrliche Leute.

Müllerin. So, nun geh du nur hinaus, Fritz; ich will die Jungfer auskleiden helfen.

Fiedelfritz ging und forderte von Donnerhans die Kette, um sie erforderlichen Falls vorzeigen zu können. Obgleich dieser sich weigerte, sie herzugeben, mußte er es doch auf den Rat aller übrigen thun, da es ja nichts schade, wenn sie zurückgegeben würde, indem man die Kette mit der Person wieder nähme. Indessen hatte Fiedelfritz heute keine Gelegenheit, Elisabeth die Kette zu zeigen.

Vor der Thüre der Mühle war es ziemlich lebhaft. Ein Teil der Knechte, sowie der verkleideten und wirklichen Mühlnknappen, war hier versammelt und hatte auf den dort befindlichen Bänken Platz genommen. Man fraternisierte ganz traulich mit einander; denn in jenen Zeiten durften es die einzeln liegenden Gehöfte mit den Schnapphähnen und Gaudieben nicht verderben, auch wurde deren Gewerbe nicht als ein so schändliches angesehen wie jetzt. Die Begriffe über Besitz, Eigentum und Erwerb waren bei der Masse des Volkes sehr schwankend und das Recht des Stärkeren fand eine größere Anerkennung als zu unsern Zeiten.

Da kamen drei Reiter gegen die Mühle geritten. Der vordere näherte sich den Sprechenden Leuten und sagte: Nichts für ungut, lieben Freunde, sagt mir doch, ob ihr Kunde habt von einer Jungfrau, mit welcher ihr Pferd, das sie ritt, durchgegangen ist. Sie ist vielleicht abgeworfen worden. Habt ihr vielleicht das ledige Pferd gesehen?

Aber einstimmig versicherten alle, daß sie nichts davon gesehen noch gehört hätten. Indessen könne das Pferd vielleicht über den Fluß gegangen sein, als eben niemand draußen gewesen wäre. Vielleicht würde er jenseits des Flusses Nachrichten erhalten können.

Sagt mir doch sprach Johannes — denn er war es — wenn ich nach dem nächsten Dorfe will, muß ich gradeaus reiten oder rechts?

Immer gradeaus, war die Antwort, und die Reiter ritten über die schmale Brücke und waren in der Dunkelheit sogleich verschwunden.

Man ließ sie ziehen, und nachdem man sie weit genug entfernt

glaubte, brach der Haufe in ein leises Gelächter aus. Zieht nur, zieht, rief einer, ihr sollt das Reiten schon satt kriegen.

Es ist aber nicht gut, daß ihr ihn dort hingewiesen habt, sprach Klapperbein, denn dahin wollen wir morgen auch und da kann er uns begegnen.

Richtig, rief der rote Hans, drum hört. Daß der Fragende fremd ist in dieser Gegend, das verrieten seine Erkundigungen und seine Aussprache. Daß er mehr ist als ein Knecht ergiebt sich daraus, daß zwei hinter ihm blieben. Er ist also wahrscheinlich einer von den Gästen auf Teupitz und dürfte daher schon ohnehin ein guter Fisch sein, dessen Fang sich lohnte, aber wir müssen ihn außerdem noch fortschaffen, daß er uns nicht in den Weg kommt. Also schnell; ihr beide, Schnepfer und Postelkamp, ihr nehmt die beiden Müllerpferde und werft euch darauf; die beiden anderen bleiben im Stalle; ihr aber, Klapperbein, Kreuzschnabel, Polker, David, Schlobitz und Chrastawa folgt zu Fuße, gut bewaffnet, den beiden Reitern. Ich denke, ihr werdet doch wohl mit den drei Hechtköpfen fertig werden?

Hoho, riefen die Genannten, das soll keine große Mühe machen. Vorwärts, in ganz Kurzem sind wir hier. Der Haufe stürzte in die Mühle und zog bald darauf bewaffnet ab.

Elisabeth lag unterdessen im einsamen Zimmer und überlegte, was zu thun sei, ohne von dem eben erzählten Vorgange etwas zu wissen. Sie nahm sich vor, kränker zu scheinen als sie war, weil sie hoffte, daß einer der Ihrigen in der Mühle nachfragen, oder sie auf andere Weise ausspüren und befreien werde. Im Spreewalde, das wußte sie, war daran nicht zu denken. Ihr Schlafzimmer schien nach dem Hofe hinaus zu gehen, wie sich aus dem Geknarre von Stallthüren und einzelner Gänsegeschnatter ergab. Aber auch hier waren Menschen versammelt und unterhielten sich. Obgleich die Luft ziemlich milde am Tage gewesen war, so fiel es ihr doch auf, daß die Leute so lange am Abend im Freien blieben und noch dazu auf dem Hofe; sie vermutete daher nicht ohne Grund, daß man eine Art von Wache angeordnet habe, um ihr mögliches Entspringen zu verhüten. Man hätte dies sparen können, da sie sich wirklich recht unwohl befand.

Die Kerle lärmten viel vor dem Fenster, denn je weniger Gedanken die Leute haben, um so redseliger ist der Mund. Sieh mal, Donnerhans, rief einer, wie die Sterne heute funkeln und zittern und was für eine Menge sind zu sehen! Wie viel mögen das wohl sein?

Schafskopf, war die Antwort, wer kann denn die zählen? Du doch gewiß nicht. Du kannst ja noch nicht bis Hundert zählen.

Na, ob du es kannst, ist auch noch die Frage und das muß man dir auch bloß glauben. Aber sage mal, Donnerhans, hast du auch schon

davon gehört? Mir hat mal einer gesagt, ein jeder Mensch hätte einen Stern, der wäre sein. Sieh mal, wenn das wahr ist, was muß es da für eine schreckliche Menge von Menschen geben; gerade so viel als Sterne und doch wird immer so viel Redens gemacht, wenn mal einer tot geschlagen wird. Gott, der ist ja gar nicht zu vermissen.

Donnerhans. Na, das ist auch bloßer Aberglaube.

Der Andere. Aber der mir's gesagt hat, das war ein kluger Mann, und ich glaube auch, daß er Recht hat und jeder hat einen Stern.

Donnerhans. Das mein ich ja nicht, daß es Aberglaube ist, sondern daß man so viel Wesens um einen Menschen macht. Du lieber Gott, ich dächte, es werden wohl alle Tage ihrer hundert und mehr geboren.

Der Andere. Na, na!

Donnerhans. Meinst du, das wäre zu viel? O ho, gewiß nicht und wenn man es genau nimmt, sind's wohl eher mehr als weniger. Aber wieder auf den Stern zu kommen, — Donnerwetter, welcher von allen den Sternen mag denn wohl mein Stern sein?

Eine andere Stimme. Nu, was einem nicht zugeteilt ist, kann man sich ja nehmen. Siehst du, ich nehme mir da gleich den hellen, blanken, der so sehr funkelt.

Donnerhans. Dummkopf, hat noch nicht ein Wort gesprochen und will den besten Stern nehmen. Das wär mir gerade recht. Ne, so sind wir nicht; such' dir man einen andern, den kriegst du nicht, du Tolpatz.

Der Andere. Na, du wirst mich auch noch nicht daran hindern, du mit deinem großen Maule. Ich nehme mir, was ich kriegen kann und werde dich nicht fragen.

Donnerhans. Aber ihr andern, die ihr dabei steht und hört, was das Schandmaul lästert, wie könnt ihr dazu still schweigen und ruhig zusehen, wie sich der Kerl das beste nehmen will? Wir können dann sehen, was übrig bleibt, und das ist dann für uns gut genug? He? was meint ihr zu dem Stückchen?

Mehrere Stimmen. Si, wenn die Sterne nicht verteilt sind, kann sich ja jeder nehmen, was ihm gefällt.

Donnerhans. Ich sage euch, sie sind verteilt, ja, sie sind verteilt, und der Schweinmärtel will sich den besten nehmen, das dürfen wir nicht leiden.

Andere Stimme. Nein, wir leiden's nicht. Ihr seid Schurken, wenn ihr anders wollt, und wenn ihr Händel wollt, so kommt mal her und kostet unsere Püffe.

Die Andern. Oho, Jungens, Sacken aus! Pakt sie und püßt sie tüchtig, daß sie daran denken.

Es erhob sich eine große Balgerei, von vielem Geächze und Geschnauße begleitet, dem hier und da ein Schrei folgte, bis plötzlich eine starke Stimme dazwischen rief: Donnerwetter, verfluchte Brut, wollt ihr das Raufen lassen: Hände in Ruh, sag' ich, oder euch soll — Wer ist daran wieder Schuld? Möcht' ich doch fast darauf wetten, daß es der neue Schlagetot ist.

Mehrere Stimmen. Ja, der Donnerhans hat so lange geheßt, bis es losgegangen ist.

Der Andere. Dacht ich's doch gleich. Bei der nächsten Arbeit soll er einer der vordersten sein und von der Beute nichts erhalten. — Nicht gemuckst, sag' ich, du kennst mich. —

Es wurde still und die Gaudiebe schienen sich nach und nach zu verziehen. Doch hörte Elisabeth von Zeit zu Zeit einzelne Tritte und unterdrücktes Husten, so daß sie nicht gut zweifeln konnte, sie werde bewacht. Endlich machte die Natur ihre Rechte geltend und der Schlaf schloß ihre Augen.